

Zeitschrift: Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis
Band: 34 (1912)
Heft: 24

Anhang: Blätter für den häuslichen Kreis

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Fischer.

Von Wolfgang v. Goethe.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Rüht bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Teilt sich die Flut empor:
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesglut?
Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohligh auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund.

Lobt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Tau?

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Neht' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geseh'n;
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr geseh'n.



Am Meeresstrande.

Die Wunderdoktorin.

Roman von Lisa Wenger.

(Schluß)

(Nachdruck verboten.)

Glauben wollte es niemand. Als es aber hieß, das Gerücht sei wahr, da erhob sich ein Klagen und Jammern unter den Kranken. Und die Gefunden halfen, denn sie wußten ja nicht, wann die Reihe an sie kam, krank zu werden. Und niemand konnte sich denken, wie er ohne die Doktorin gesund werden sollte.

Sie machten sich auf den Weg zum Treuhof, um von ihr selbst zu erfahren, ob etwas an der Sache sei.

Erst kamen einzelne. Die, welche besonders an der Marie Zuberbühler hingen. Zuerst die Anna Steiger. Sie brachte Mann und Kinder mit und weinte laut auf, als sie hörte, daß die Doktorin wirklich fortziehe. Warum nur? — Sie konnte es nicht begreifen.

Der Schwarztorbauer kam gefahren. — Allein, denn die Salome war inzwischen gestorben an einer Lungenentzündung. Er hielt der Doktorin Hand in der seinen und wollte sie nicht fahren lassen. Sie mußte versprechen, ihn aufzusuchen, wenn sie nach Blumental komme.

Die Anna Hauser war da, der die Zuberbühler das Bübchen geheilt, die Hofmattbäuerin, die Männer und alle die Frauen, die von schweren Krankheiten gesund geworden, die Kinder, alte Mütterchen, die kaum mehr auf den Treuhof humpeln konnten, alle kamen und klagten und jammerten, und Marie Zuberbühler mußte trösten, und das übergroße Lob und die überschwengliche Verehrung abwehren.

Als der Sonntag kam, bewegte es sich wie eine Prozession auf den Treuhof. Die Landstraße war schwarz von den vielen Menschen, die alle von der Doktorin Abschied nehmen wollten.

Fuhrwerk um Fuhrwerk rasselte auf den Hof. Wie ein Lauffeuer hatte es sich herumgelaufen. Auf allen Gesichtern konnte die Doktorin lesen, was sie den Leuten war. Es zog ihr das Herz zusammen, so sehr es sie freute.

Den ganzen Tag winnelte es auf dem Treuhof von Besuchern. Hof und Straße und Wiese und Ställe standen voll Wagen. Ausgespannt konnte nicht mehr werden, denn es waren nicht Hände und Platz genug dazu.

Aus dem Wartzimmer und der Doktorin Stube, aus dem Neubau und vom Hof drang der dumpfe Lärm des Fragens und Antwortens, des Bedauerns und Abschiednehmens.

Mitten in einem Knäuel Menschen stand Marie Zuberbühler, und die Schulter schmerzte ihr vom Händeschütteln.

Die vielen dankten ihr noch einmal für ihre oder eines ihrer Familienglieder Heilung, rühmten sie von neuem, hoben ihre Kunst bis in den Himmel, und Hunderte von Händen streckten sich nach dem 'Erlöser' aus. Aber längst hörte man Tefils monotones: „Es tut mir leid, der letzte Topf ist fort. Es tut mir leid, es tut mir leid.“

Weit ins Land hinaus hörte man das Murmeln der vielen Menschen, klingelten die Glöcklein der Pferde, fnallten die Peitschen und erschollen die Rufe nach Marie Zuberbühler.

In der Wirtsstube stand sie und mußte immer und immer wieder mit einem jeden anstoßen. Hundertmal mußte sie es wiederholen, daß es wahr sei, daß sie mit dem Doktern aufhöre. Hundertmal mußte sie versprechen, die Freunde aufzusuchen. Stundenlang stand sie da, Rede und Antwort gebend, Abschied nehmend, Hände schüttelnd. Und dazwischen hörte man Tefils Stimme: „Es tut mir leid, der letzte Topf ist fort.“

Erst am Montag erfuhr Uli das Unglaubliche.

Zum Friedberg war nichts von dem gedrungen, was unten im Dorf schon jedes Kind wußte.

Am Sonntag abend erzählte es einer der Knechte der Magd; die sagte es weiter, und am Montag endlich erfuhr Margrit davon. Sie kam ganz blaß in das Zimmer ihres Bruders.

„Uli, denk', sie sagen, die Mutter ziehe fort.“ Sie war so ergriffen, daß ihr ein Schauer durch alle Nerven lief. — Verständnislos sah Uli sie an.

„Sie sagen, Mutter ziehe fort“, wiederholte Margrit. „Das halbe Land sei gestern auf dem Treuhof gewesen, um von ihr Abschied zu nehmen.“

„Das ist unmöglich!“ rief Uli. „Die Mutter fort? Aus ihrem großen Betrieb heraus?“

„Sie sagen alle, es sei wahr. Der Treuhof werde geschlossen; der letzte Topf 'Erlöser' sei verkauft. Das Krankenhaus werde zugemacht. Mutter wolle fort aus der Gegend.“

„Margrit“, sagte Uli, „wenn das wahr ist, so geht sie um meinetwillen. Für mich tut sie das.“

„Wenn sie das tut — ist das möglich, Uli?“

„Ich traue es ihr zu“, sagte er.

„Dann ist der Friedberg gerettet, dann wird er nicht geschlossen. Dann kannst du hier bleiben, Uli.“

„Ein so großes Opfer nehme ich von der Mutter nicht an“, sagte er fest. „Ich gehe zu ihr. Kommst du mit?“ Margrit schüttelte den Kopf.

„Ich schäme mich“, sagte sie, und langsam wurde ihr schönes, blasses Gesicht dunkelrot. Dann fing sie an zu weinen. Es waren erlösende Tränen, die der Reue entsprangen und der Bewunderung für die Mutter.

Uli ging. Unten begegnete er Schwester Lydia. Ihre geröteten Augen glänzten. Unaufhörlich zuckten die Lider. „Ist es wahr?“ rief sie ihm entgegen. „Die Doktorin zieht weg? Ganz weg aus unserer Gegend? Nun hat mich Gott doch erhört! Der Friedberg kann gedeihen und ich muß nicht fort. Ich kann meine Tage hier oben beschließen.“ — Sie faltete die Hände und preßte sie inbrünstig zusammen. „Preis sei ihm, Ehre und Dank!“

„Danken Sie zuerst meiner Mutter!“ rief Uli mit vor Bewegung rauher Stimme. Dann ging er die Halde hinunter. —

Im Treuhof war es still wie an einem Sonntag. Es rührte sich nichts, und niemand war zu sehen.

Uli ging durch das Wartzimmer in seiner Mutter Stube. Sie war öde und leer. — Die Karte mit den roten Siegespunkten war weg. Die Dankschreiben auch, der Tod, die Töpfe mit 'Erlöser' und die Gläser mit dem 'Trank'. Die Möbel standen herum, Staub lag darauf.

Marie Zuberbühler saß auf der hölzernen Bank am Tisch und lehnte gegen die Wand. Sie hielt die Hände im Schoß gefaltet. Als sie Uli kommen sah, stand sie auf und streckte abwehrend die Hand aus.

„Mach' nur keine Geschichten, Uli!“ rief sie.

„Was ist es wahr? Du willst fort?“ fragte er ganz bekommen. —

„Ja ja, es ist wahr“, sagte sie.

„Du gehst um meinetwillen, Mutter“, rief Uli erregt. — „Das Opfer nehme ich nicht an.“

„Von annehmen oder nicht annehmen ist jetzt keine Rede mehr. Es ist schon alles geordnet. Forttreiben hätte sich die Marie Zuberbühler nicht lassen, das wäre keinem gelungen. Aber ihrem Sohn zuliebe geht sie.“

„Mutter!“ rief Uli. Der große Mensch fiel ihr um den Hals. Er wollte reden und konnte nicht. Sie tätschelte ihm den Rücken.

„Schweig nur, Uli, ich weiß schon, was du sagen willst.“ Er nahm sich zusammen.

„Aber Mutter, was willst du treiben? Wohin willst du gehen? Du kannst es nicht aushalten, irgendwo zu sitzen und nicht zu tun. Das kannst du unmöglich.“

„Ich habe mir alles überlegt“, sagte die Mutter. „Hier schließe ich zu. Das Krankenhaus führt die Schwester Anna weiter, solange noch Kranke da sind. Der Fritz bleibt einmischen da. Der ist treu. Später kommen wir einmal zum Räumen.“ —

„Aber wohin willst du? Wer geht mit dir?“

„Tefil und Susi nehme ich mit. Sie hat doch kein anderes Heim mehr. Ich will ein wenig herum reisen, wie die Herrenleute. Warum nicht? Den Winter über bleiben wir in Zürich, und Susi kann zeichnen und malen, wenn sie doch so daran hängt. Derweil suchen der Tefil und ich nach einem Bauerngütlein. Er versteht ja die Landwirtschaft. — Und etwas muß ich treiben, da hast du recht. Nähen und kochen mag ich nicht.“

„Und der Treuhof?“

„Den verkaufe ich, wenn sich Gelegenheit bietet. Es wird sich schon ein Liebhaber finden. So, das ist mein Plan, er ist nicht übel.“

„Wann willst du fort, Mutter?“

„Morgen.“

„Morgen schon?“

„Ja, so schnell wie möglich, wenn es doch einmal sein muß.“

„Mutter, ich kann dir nicht danken. Für so etwas kann man nicht danken.“

„Es ist auch nicht nötig. Ich sage dir jetzt ade, Uli. Den Abschied morgen will ich allein durchmachen. Grüße mir die Margrit. Zu deiner Hochzeit mit Madelene Andermatt komme ich dann mit Tefil und Susi.“

„Mutter, liebe, gute!“ Er umarmte sie, und sie küßte ihn auf beide Wangen.

„Möge es dir gut gehen, Bub.“ Er murmelte etwas mit erstickter Stimme, schüttelte der Mutter die Hand und ging.

Auf dem Hof stand ein hoch bepakter Wagen. Große und kleine Kisten, Körbe und Schachteln lagen darauf, die mächtigen Kessel, in denen der „Erlöser“ gebraut wurde, Hunderte von leeren Töpfen mit dem Bild des klappernden Todes, Flaschen, Säcke mit dünnen Kräutern, und obenauf lag, der Länge nach ausgebreitet, den Kopf auf eine der Schachteln gestützt, das freundlich lächelnde Gerippe von Marie Zuberbühlers Stube.

Der Knochenmann lag weich gebettet auf den Dankschreiben, die überall hineingestopft waren und die Löcher zwischen den Kisten ausfüllten. Aus leeren Augenhöhlen starrte er auf den Treuhof.

Die Karte mit den purpurnen Punkten, der Doktorin Triumph, lag zusammengerollt neben dem Gerippe.

Der Wagen war zum Wegfahren bereit. Ein Knecht hielt das Pferd.

„Wohin mit der Fuhr?“ fragte Uli.

„In den See.“ sagte der Knecht.

„Die Mutter tut nichts halb.“ dachte Uli. Tefil kam. Er tat, als sehe er den Schwesterjohn nicht. Mit grimmigem Gesicht fuhr er peitschenknallend dem See zu. Uli ging langsam hinter dem Gefährt her.

Das Gerippe nickte beim Fahren unaufhörlich mit dem Kopf, als grüße es den Treuhof. Er grinste freundlich, wie immer. Zwei Dorfhuben sprangen dem Wagen nach.

„Marie Zuberbühlers Tod.“ schrien sie. „Kommt, Marie Zuberbühlers Tod fährt spazieren.“ Ein halbes Dutzend Komeraden gesellten sich zu ihnen.

„Das Töblein fährt spazieren, das Töblein fährt spazieren.“ brüllten sie im Takt, und liefen lautlos hinterher auf ihren nackten Sohlen.

Uli stand noch lange und sah dem Gefährt nach. Dann stieg er zum Friedberg hinauf. Alle seine Gedanken galten der Mutter. Weber seiner Zukunft, noch der Geliebten, noch seinem Beruf. Nur ihr, die um feinetwillen abdanke wie eine Königin. —

Niemand war dabei, als Marie Zuberbühler am nächsten Morgen vom Treuhof Abschied nahm. Es war noch sehr früh und die Morgennebel flogen zum Fenster herein.

Sie stand in der Mitte der Stube und sah sich um. Aufrecht stand sie da, den Kopf hoch, die geballte Faust in den Falten des Kleides verborgen. Als ihr Herz ungestüm zu klopfen begann, drückte sie heftig die Hand darauf, und preßte die Lippen zusammen.

Rix wartete unruhig in der Ecke, in der sonst das Gerippe gestanden. Es war ihm an seinem alten Platz nicht mehr behaglich, und er ließ Kopf und Schwanz hängen.

Langsam ging er auf seine Herrin zu und webelte mit dem Schwanzstümpchen. Sie bückte sich und strich ihm über den Kopf.

„Jetzt gehen wir, Rix.“ sagte sie.

Eine Viertelstunde später verließ sie den Treuhof. Tefil saß neben ihr im Wagen. Rix zwischte ihnen, die Ohren gespielt. Ein Knecht lenkte. Susi erwartete die Mutter am Bahnhof des Städtchens.

Schweigend fuhren sie durch den Nebel. Wie ein graues, dichtes Tuch lag er vor dem Treuhof. Man sah nur noch schwach die Umrisse des schönen, mächtigen Giebels.

„Wenn du den Treuhof noch einmal sehen willst, Tefil, so mach.“ sagte die Doktorin. Tefil drehte mühsam den Kopf. Sie sah nicht zurück.

Dr. Andermatt, der seinen Moraensvazieraang machte, kam ihnen entgegen. Er winkte dem Kutscher, daß er halte. Erkannt grüßte Marie Zuberbühler. Sie und Dr. Andermatt hatten seit Jahren nie zusammen gesprochen.

Der alte Arzt machte einen tiefen Rückblick.

„Gehorsamer Diener.“ rief er mit schallender Stimme.

„Es freut mich, daß ich Sie noch sehe. Ich habe gehört, daß Sie fortziehen, und ich habe auch gehört warum. Alle Achtung, Frau Zuberbühler. Das macht Ihnen nicht so schnell einer nach.“ Seine Augen leuchteten. In weitem Bogen schwenkte er seinen Hut. Das Pferd zog an. Dr. Andermatt trat beiseite.

„Gehorsamer Diener, Frau Zuberbühler, ganz gehorsamer Diener.“ —



Der Spielteufel.

Pariser Sittenbild von Wilhelm Tefchen.

(Nachdruck verboten.)

Es war an einem schönen Juni-Nachmittage gegen 5 Uhr, als der Vicomte von Crimont mit seiner eleganten Toilette fertig war. Er war ein heiterer, wohlhabender Lebemann von 48 Jahren, dem ein großer Reichtum zur Verfügung stand, der ihm das Leben höchst angenehm machte. Das Schönste für ihn auf dieser Welt waren die Frauen. Ohne diese erschien ihm das Leben nicht lebenswert, ohne die schöne Weiblichkeit hätte er den ganzen Weltenplan für gänzlich verpfuscht gehalten. Seit dem vor fünf Jahren erfolgten Tode seiner Gattin führte er das Leben eines Junggesellen, den keine Rücksichten auf seine Familie binden. Er besaß zwar ein Kind, eine Tochter, Leonie mit Namen, aber deren Dasein störte ihn nicht in seiner angenehmen Lebensweise, denn Leonie war sehr selbständig und bewohnte schon seit mehreren Jahren einen Teil des Palastes für sich allein. Sie war seit einigen Monaten großjährig und verfügte frei über das große Erbe ihrer Mutter. Selbstverständlich hätte die sehr reiche Erbin oft heiraten können, denn sie war auch schön von Antlitz und Gestalt. Sie besaß die den Franzosen so reizvoll erscheinende schlanke Rundung des Körpers. Sie hatte bis jetzt alle Bewerber abgewiesen, weil sie ihren Jugendgepielen, den jetzigen Kavallerie-Leutnant Baron von Pintac liebte. Als aber der Leutnant es wagte, beim Vicomte um die Hand der Tochter anzuhalten, da hatte ihn dieser in der schroffsten Weise zurückgewiesen, trotzdem er der Sohn der Jugendfreundin des Vicomte war, der seit drei Jahren verwitweten Kammerpräsidentin von Pintac. Der sonst so nachsichtige Vater war in diesem Punkte unerbittlich, denn er wußte, daß der Leutnant Karl von Pintac ein unverbesserlicher Spieler war. „Er hat den Spielteufel im Leibe.“ sagte er zu der jammernden Tochter, „ein solcher Mann kann eine Frau niemals glücklich machen, im Gegenteil, er führt sie mit der Zeit unbedingt in das größte Elend. Ich selbst mag kein Tugendheld sein, aber die Laster des Trinkens und Spielens waren mir immer fremd, ich hasse und verabscheue sie.“

Die kluge und willensstarke Leonie hatte Erkundigungen über die Lebensweise des Geliebten einziehen lassen, und die Ergebnisse dieser genauen Forschungen gaben ihrem Vater vollständig recht. Von dieser Zeit an suchte sie den Spielteufel dem Leutnant auszutreiben, durch Güte und Strenge, bis jetzt aber waren alle ihre Bemühungen vergebens gewesen.

Eben wollte der Vicomte sein Ankleidezimmer verlassen, um seinen gewohnten lieben Straßenbummel zu machen und die Pariser Schönen zu bewundern, da meldete ihm sein Diener die Ankunft der Baronin von Pintac, der Mutter des Leutnants. Der Vicomte ahnte, was sie wollte, und er war empört. Dieser unverbesserliche Spieler hatte wieder einmal einen großen Verlust gehabt, den sie nun von ihm sich zu erbitten kam, wie leider schon so oft. Die gute, schwache und geänstete Mutter tat ihm aufrichtig leid, aber dem Sohne hätte er am liebsten eine Tracht Prügel zukommen lassen. Neugierig ganz ruhig, sagte er zu dem Diener: „Führe die Dame in den blauen Salon, ich komme sofort!“

Er hatte recht geahnt, der leichtsinnige Spieler hatte fünftausend Franken in einer Nacht verloren.

Mit Tränen in den Augen hatte die schwer geprüfte Mutter es ihm geklagt. Mit der größten Bereitwilligkeit und Freundschaft hatte er der immer noch schönen Baronin fünf Tausend-Franken-Scheine in die leise zitternde Rechte.

Ihre heiße Dankagung unterbrach er mit den Worten: „Das Geld ist Nebensache, was mich betrübt und erzürnt ist



Zu den Tellspielen im Freilicht-Theater Interlaken: Der Schwur im Rüfli.

das Laster des Spiels, von dem Ihr Sohn nicht lassen kann. Er spielt um seine Ehre und um seine Zukunft. Da muß etwas Eingreifendes geschehen.“

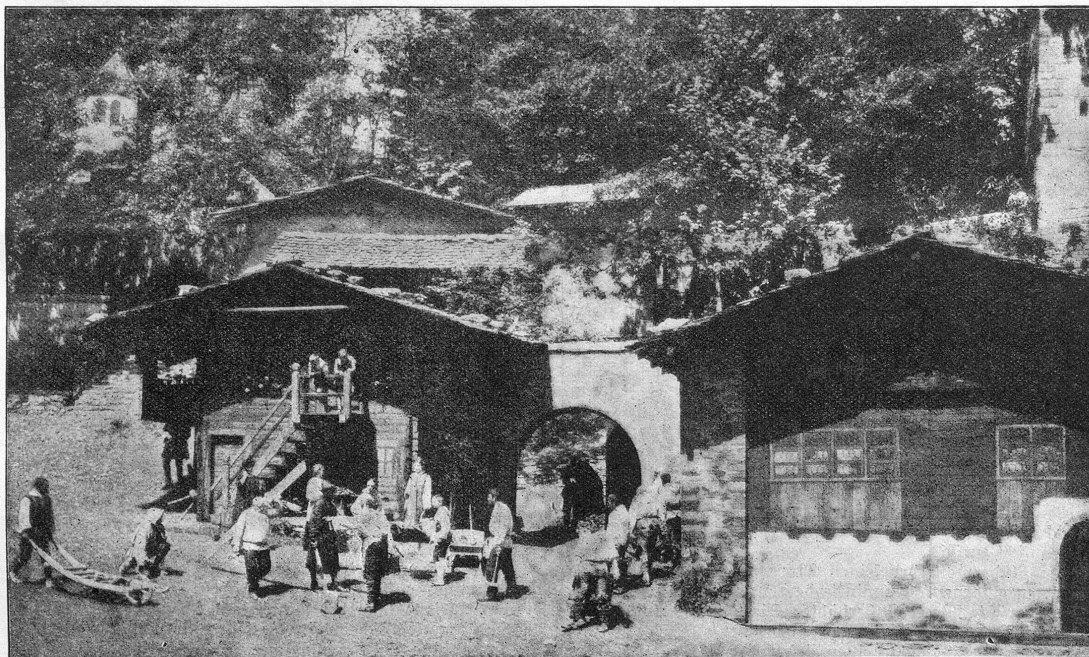
„Was soll ich machen?“

„Ihm sagen, daß es das allerlezte Mal ist, daß Sie ihm noch helfen können. Das andere lassen Sie meine Sorge sein. Vor allen Dingen werde ich meinen Vetter, den Kriegsminister bitten, die allerschärfsten Maßregeln gegen das Hazardspielen in den Offizierkasinos zu erlassen. Morgen früh

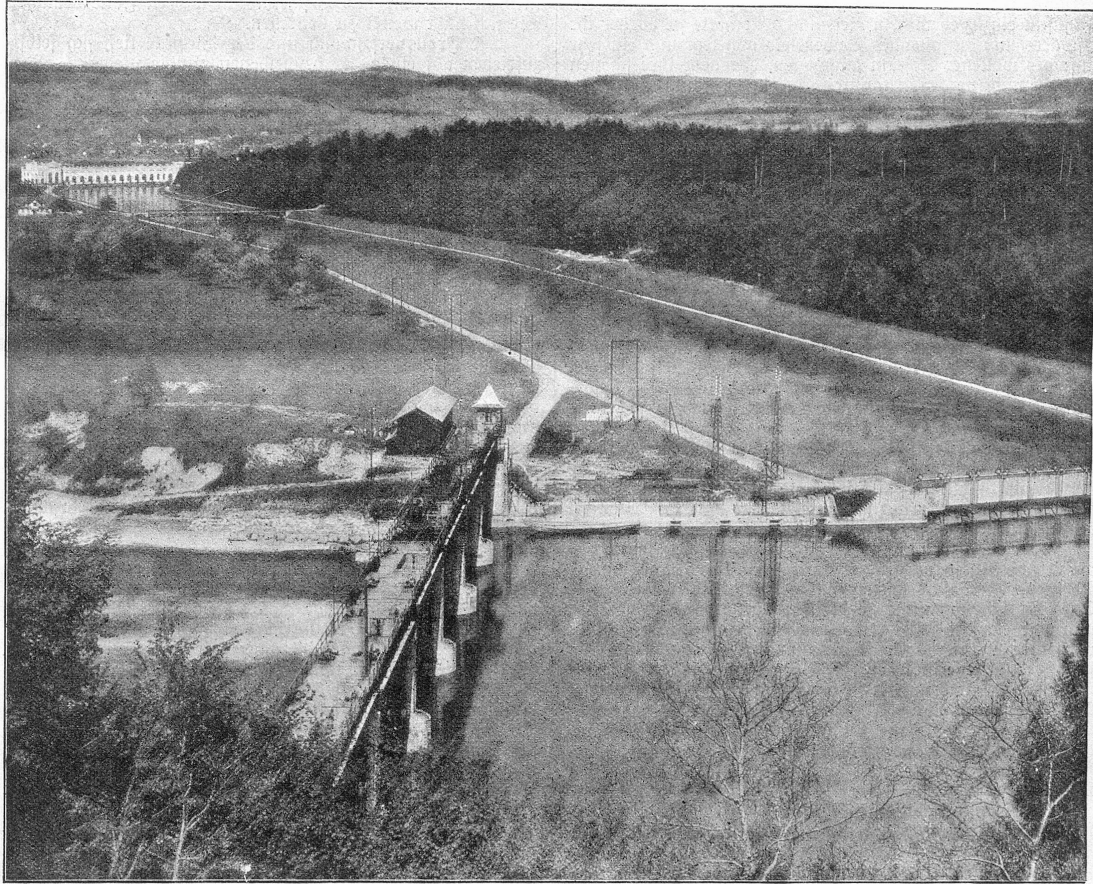
schon werde ich bei ihm sein. Wir werden an das Ehrgefühl des Offizierkorps appellieren, hoffentlich mit Erfolg.“

Betrübt und voller guter Hoffnungen verließ die Baroin den treuen Jugendfreund. Dieser schrieb auf einen Zettel nur das eine Wort: „Kriegsminister“ und verließ dann gleichfalls den Palast, um seine Straßenpromenade aufzunehmen.

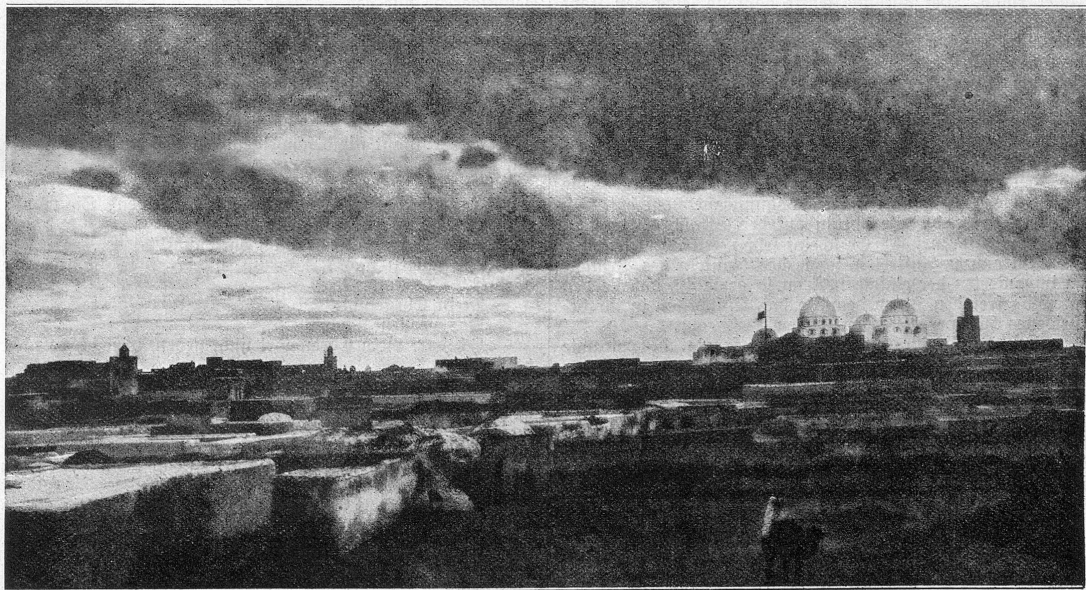
Kurz vorher hatte auch Leonie den Palast verlassen, um im Auftrage des „Bereins gegen Bettelei und Verarmung“



Zu den Tellspielen im Freilicht-Theater Interlaken: Erbauung der Festung Zwing Uri. — Die Frohnarbeiten.



Die Kraftwerke Beznau-Lönsch bei Baden (Kanton Aargau) mit Kanal, Stauwehr, Turbinen-, Kessel- und Schaltthaus.



Gewitterstimmung über Tripolis. — Generalansicht über diese Stadt.

Erfundigungen über eine Familie Blauvac in der Rue St. Augustin einzuziehen. Zu diesem Zwecke hatte sie vorher ihr kostbares und auffallendes Seidentkleid abgelegt und ein sehr einfaches wollenes Kostüm angezogen, das aber ihre schönen Formen nicht verdecken konnte. In einem einfachen, langen Mantel gehüllt, das vornehme Antlitz mit einem dichten Schleier verhüllt, machte sie sich auf den Weg, und zwar zu Fuß. Das war etwas neues für die vornehme Dame und gefiel ihr sehr. Sie kam sich vor wie eine Königin, die auf Equipage und Lakaien verzichtend, sich unerkannnt unter das Volk mischt. Unbehelligt erreichte sie die Avenue de l'Opera und wollte eben in die St. Augustin-Straße einbiegen, da stutzte sie plötzlich und blieb zögernd stehen, denn wenige Schritte vor sich sah sie ihren Vater an dem Eckladen eines berühmten Juweliers stehen. Diese Begegnung war ihr unangenehm, sie fürchtete den Spott und die Vorwürfe ihres Vaters. Aber Zeit verlieren wollte sie auch nicht. So schritt sie denn im Vertrauen auf ihren unscheinbaren Mantel und ihren dichten Schleier in einem weiten Bogen an ihrem Erzeuger vorbei. Sie wäre auch unbemerkt um die Ecke gekommen, wenn das Parfüm nicht gewesen wäre, welches sie stets gebrauchte.

Noch bevor sie um die Ecke hatte, hatte der feine Duft die Nase des Lebemanns erreicht. Sein ganzer Körper redete sich plötzlich, seine Augen bligten nach links und sahen eben noch einen langen, grauen Mantel in der Rue St. Augustin verschwinden.

„Ah!“ murmelte er vergnügt, „ein unscheinbares Gewand und ein so vornehmer Duft, da gibt es ein galantes Abenteuer!“ Sofort bog er mit großen Schritten um die Ecke. Er sah und musterte die vor ihm schwebende Gestalt und war entzückt. Der Gang und die Haltung verrieten die vornehme Dame. — Er wollte und mußte das Gesicht der jungen Abenteuerin sehen, denn jung war sie, darauf verstand er sich als Kenner. Aber was war das? Sein schönes Bild war urplötzlich wie vom Erdboden verschwunden. — Leonie war in das Haus Nummer 18 getreten, dessen Haustür zufällig weit offen stand, die sie aber sorgfältig hinter sich schloß, obwohl sie nicht wußte, daß jemand ihrer Spur folgte.

Der Vicomte stand einen Augenblick verblüfft, dann aber schritt er weiter und sein Instinkt führte ihn richtig. Hier, in das Haus Nummer 18 mußte sie eingetreten sein. — Ein Fünfsfrankstück machte den auf sein Klingeln öffnenden Cerebus gesprächig. So erfuhr der Vicomte ohne Weitläufigkeiten, daß die junge Dame in dem langen grauen Mantel nach einer Familie Blauvac gefragt habe — zwei Treppen, rechter Hand. Der Vicomte senkte dankend leicht den Kopf und stieg die Treppe hinan, indem er unterwegs einen kostbaren Brillantring vom kleinen Finger seiner linken Hand zog und ihn in die rechte Westentasche versenkte.

Ein kleines Porzellanbild an der Korridortür zeigte den Namen Edmond Blauvac. Der Vicomte drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel, und gleich darauf öffnete ihm eine einfach aber sauber gekleidete ältere Frau. Leicht den Hut lüftend, sagte der Vicomte mit größter Unbefangenheit und Bestimmtheit: „Ich muß die junge Dame sprechen, die vor wenigen Augenblicken diese Wohnung betreten hat. Ich muß annehmen, daß sie vorhin auf der Straße diesen schönen Ring verloren hat. Er scheint sehr wertvoll zu sein.“

Sein ganzes Auftreten, sowie das Funkeln des Brillantrings imponierten der einfachen Frau so gewaltig, daß sie den ihr völlig fremden Herrn demütig bat, einstweilen in ihr bescheidenes Zimmer treten zu wollen.

„Kennen Sie die junge Dame?“ fragte der Vicomte leichtthin.

„Mein, mein Herr! Ich sehe sie heute zum ersten Male. Mein Mann ist seit Wochen krank. Es geht uns daher sehr schlecht — die junge Dame kommt im Auftrage eines Wohltätigkeitsvereins.“ Sie blickte traurig und beschämt zu Boden und die Tränen stürzten aus ihren Augen. Schluchzend sagte sie stoßweise: „Es ist das erste Mal, daß wir die Mithätigkeit des Vereins in Anspruch nehmen.“

„Seien Sie doch ruhig, liebe Frau, das ist doch keine Schande. Es kann jeder Mensch einmal in Not kommen.“ Er drückte ihr ein Fünfsfrankstück in die Hand und fuhr fort: „Trocknen Sie Ihre Augen und melden Sie dann der jungen Dame, ein älterer Herr wünsche sie in dringender Angelegenheit zu sprechen. Nur wenn die Dame sich weigert, zu kom-

men, bringen Sie mir Bescheid! Im andern Falle brauchen Sie sich nicht weiter zu bemühen.“

Die Frau verschwand und der Vicomte ließ sich selbstzufrieden auf einen der bescheidenen Stühle nieder. — Wenige Minuten später trat Leonie ein mit zurückgeschlagenem Schleier. Als sie ihren Vater erblickte, stand sie erst starr vor Staunen, dann aber huschte ein Lächeln der Erkenntnis über ihr schönes Antlitz und beinahe spöttisch sagte sie: „Was suchst du denn hier?“

Der Vicomte fand vor Ueberraschung und Verlegenheit nicht einmal die Kraft, sich vom Stuhle zu erheben. Doch der spöttische Ton seiner Tochter ärgerte ihn und gab ihm die Ruhe zurück. „Was ich hier suche? Dich, meine Tochter, die Vicomtesse von Corimont.“

Jetzt lachte Leonie von ganzem Herzen. Dann entgegnete sie: „Du willst doch nicht im Ernst behaupten, daß du wußtest, ich, deine Tochter, sei in diesem bescheidenen Hause.“

Statt gekränkt zu sein, freute sich der Vicomte über den Scharfsinn seiner Tochter und in leichtem Tone erwiderte er: „Nun ja, ganz sicher war ich nicht — aber ich vermutete es doch — ich sah dich zwar nur von hinten — aber die Gestalt und der Gang kamen mir so bekannt vor — ich sah dich in diese obsture Straße biegen — so ganz allein — ohne Diener, ohne Wagen — da mußte ich als besorgter Vater doch sehen und prüfen . . .“

„Es ist gut, Vater, darüber reden wir noch draußen weiter. Ich habe meine Aufgabe hier erfüllt. — Bitte, begleite mich eine Strecke.“

Auf der Straße angelangt, nahm Leonie den Arm ihres Vaters und begann nach längerem Schweigen das Gespräch also: „Es steht dem Kinde nicht zu, über den Vater Gericht zu halten, — aber das muß ich doch sagen, auf solchen Wegen habe ich Karl von Pintac nie getroffen! Sei nicht böse! Ich kämpfe für mein Glück. Du verlangst Nachsicht gegen dich und verweigert sie andern! Ist denn ein Spieler so viel schlimmer als ein Mädchenjäger? Verzeihe, ich mache keine Vorwürfe, aber ich will Gerechtigkeit! Also sei nachsichtig gegen Karl! Statt ihn zu verurteilen, suche ihn zu bessern. — Lade ihn zu uns ein, laß ihn mit uns verkehren, so kommt er sicherlich früher auf die rechte Bahn.“

Noch lange sprach Leonie auf ihren Vater ein, bis dieser schließlich halb nachgiebig, halb zornig sagte: „Nun wohl, du sollst deinen Willen haben! Sende mir morgen abend deinen Auserwählten, ich will mit ihm reden und ihm nach Möglichkeit den Weg ebnen.“

Dann schieden Vater und Tochter in Frieden. Leonie begab sich in ihre Wohnung, der Vicomte setzte seine Entdeckungsreise auf den Straßen fort.

Am Abend des folgenden Tages hatte der Vicomte in seinem Rauchzimmer mit dem Leutnant eine lange Unterredung, welche der Vicomte mit den Worten schloß: „Mein Haus steht Ihnen von heute ab zu jeder Stunde offen, wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, von heute ab keine Spielkarte mehr anrühren zu wollen.“

Der Leutnant stand schweigend da in schwerem Kampfe mit sich selbst.

Erstaunt rief nach einer tiefen Pause des Schweigens der Vicomte: „Nun, Herr Baron, Sie schweigen? Sie wollen mir Ihr Ehrenwort nicht geben?“

„Ich will wohl — aber ich darf nicht!“

„Sie dürfen nicht? Warum nicht? Wer hindert Sie daran?“

„Mein Ehrgefühl!“

„Das verstehe ich nicht!“

„Ich darf mein Ehrenwort nicht geben, weil ich es nicht halten kann.“

„Weil Sie es nicht halten können?“

„Ich weiß ganz genau, wenn die Verführung kommt, wenn der Spott und der Hohn der Kameraden mich reizen, daß ich dann nicht widerstehen kann.“

Das war ehrlich gedacht, aber schwach gehandelt. Der Vicomte versuchte es noch einmal in Güte, das Ehrenwort zu erhalten, aber vergeblich: der Leutnant verweigerte es hartnäckig. Da wurde der Vicomte ungehalten und er verbot dem Leutnant sein Haus und den Verkehr mit seiner Tochter. — — —

Schweren Herzens verließ der Leutnant den Palast. — Was würde Leonie zu seinem Verhalten sagen? Aber er konnte sein Ehrenwort nicht geben, ein französischer Offizier.

der sich weigert, Karten zu spielen — unmöglich. Wäre der Vicomte Offizier, würde er auch so ein Verlangen garnicht gestellt haben, so philosophierte der Baron.

Der Vicomte war zwar schon am Morgen beim Kriegsminister gewesen, aber er setzte sich trotzdem noch durch den Fernsprecher mit ihm in Verbindung und ersuchte nochmals um die strengsten Maßregeln gegen das Glücksspiel im Kreise der Offiziere.

Durch das scharfe Vorgehen des Kriegsministers gelang es zwar, in den Offizierskasinos das Hazardspiel zu unterdrücken, aber was half das? Die Herren Offiziere verlegten einfach den Schauplatz ihrer lichtscheuen Taten. Sie wanderten Nacht für Nacht in eines der zahlreichen Kaffeehäuser, wo hinter verschlossenen Türen das Glücksspiel gebudet wurde. Kurze Zeit nach seinem letzten Verlust von fünftausend Franken saß Karl von Pintac mit einem halben Dutzend seiner Kameraden in einem solchen Cafe beim Spiel. Die Kellner waren fortgeschickt und die Türen verschlossen worden. Karl hielt die Bank, und gegen zwei Uhr nachts bezifferte sich sein Gewinn auf etwa dreitausend Franken. Er dachte daran, das Spiel bald abzubrehen, um den Gewinn in Sicherheit zu bringen. In diesem Augenblick klopfte jemand an die verschlossene Tür, genau so wie der diensttuende Kellner es machen mußte.

Der älteste Offizier rief sein „Wer da?“ und als Antwort ertönte das richtige Lösungswort. — Der jüngste Leutnant öffnete die Tür und herein trat ein völlig fremder Herr mit kühnen Gesichtszügen und sehr bestimmtem Wesen. — In sehr höflichem Tone sagte er:

„Die Herren entschuldigen, wenn ich störe, aber ich muß meine Pflicht tun! Ich bin der Polizeikommissar Grandpree.“

Die empörten Offiziere hatten anfangs gegen das freche Eindringen energisch protestieren wollen, aber als sie den Namen Grandpree hörten, ergaben sie sich in ihr Schicksal. Grandpree war der Schrecken aller Spielhöhlen, da half kein Widerlegen.

Der Kommissar winkte einen an der Tür stehenden riesenhaften Schutzmann herbei, der die Karten und alles Geld an sich nehmen mußte. Unterdessen schrieb der Kommissar die Namen der Offiziere auf. Dann entfernte er sich in der höflichsten Weise, gefolgt von dem Schutzmann.

Die überrumpelten Offiziere blieben in sehr schlechter Stimmung zurück. Der Verlust des Geldes verstimmte sie weniger als die Gewißheit, daß der Zorn der Vorgesetzten sie treffen werde. Am andern Morgen taten sie ihren Dienst in der steten Angst, jetzt kommt der Oberst und erteilt ihnen die verdiente Zurechtweisung und Bestrafung. Zu ihrem größten Erstaunen aber kam der Oberst überhaupt nicht auf den Exerzierplatz, weder am ersten noch an einem anderen der folgenden acht Tage. — Was war das? So vergingen weitere acht Tage, ohne daß eine Vorladung von der Polizei noch von der Militärbehörde an die Schuldigen gelangte.

Das waren böse Tage der Angst und Selbstvorwürfe für die Offiziere. Besonders Karl von Pintac empfand das Entwürdigende dieser Lage. Soweit konnte das Spiel einen Menschen bringen, daß er sich selbst verachten mußte. In dieser Stimmung suchte er Leonie auf und bat sie, durch ihren Vater beim Kriegsminister sondieren zu lassen, denn die schlimmste Gewißheit sei erträglicher als dieses Schweben in ängstlicher Pein.

„Da brauchen wir nicht erst zu sondieren“, entgegnete Leonie, „denn der Kriegsminister weiß nichts von einer Anzeige. Er war gestern noch hier bei uns im Hause und da sagte er mit großer Genugtuung: Meine Maßregeln gegen das Glücksspiel scheinen doch höllisch gewirkt zu haben, denn bis jetzt ist noch keine einzige Anzeige erfolgt.“

Karl mußte nicht, wie ihm geschah. So schnell wie möglich verabschiedete er sich von der Geliebten, die ihm ernstlich ins Gewissen redete, und er rief seine Freunde zusammen. Sie trafen sich in seiner Wohnung und hörten voll Staunen, was Karl ihnen mitteilte. Es herrschte erst minutenlanges Schweigen und Schütteln des Kopfes. — Plötzlich rief der Oberleutnant Brissac: „Ich hab's! Wir sind von einem frechen Gauner übertölpelt und um viertausend Franken geprellt worden.“

Wieder herrschte langes Stillschweigen, dieses Mal aber vor Zorn und Scham. — Der jüngste Leutnant fand zuerst Worte und rief in hochtrabendem Tone: „Kann ich nicht glau-

ben! Wie sollte ein Mensch auf solch' einen tollkühnen Gedanken kommen — bei Offizieren?!”

Brissac aber entgegnete nachdenklich: „Gerade bei uns Offizieren! Haben nicht alle Zeitungen es in die Welt hinausposaunt, daß das ganze Offizierkorps vom Spielteufel befallen sei! Alle Welt wußte von den strengen Maßregeln unserer Vorgesetzten. Das hat sich ein frecher Hochstapler zu nutze gemacht. Uebrigens ist die Sache bald klargestellt. Ich werde den echten Grandpree in seiner Wohnung mir einmal ansehen.“ — — —

„Bravo!“ riefen alle begeistert.

„Ich gehe mit dir!“ erklärte Karl.

Es gelang den beiden Offizieren, unter einem glaubwürdigen Vorwand noch am selben Tage den echten Kriminalkommissar zu sprechen. Gleich beim ersten Anblick dieses Mannes wußten die Offiziere, daß dieser an jenem Spielabend nicht bei ihnen war. Sie waren in der Tat das Opfer eines frechen Gauners geworden.

Das war beruhigend und höchst beschämend zu gleicher Zeit. Sie alle waren für lange Zeit von ihrer Spielwut befreit. Karl aber fand diese Zeit des Hangens u. Bangens so beschämend, daß er zu einem großen Entschlusse kam.

Am andern Morgen eilte er zum Palast Crimont und ließ den Vicomte in wichtiger Sache um eine Audienz bitten, die ihm auch sofort bewilligt wurde. Als er vor dem Vater seiner Geliebten stand, sagte er in edlem Feuer und überzeugendem Tone: „Herr Vicomte, ich melde gehorsamst, daß ich jetzt bereit bin, Ihnen das gewünschte Ehrenwort zu geben, in meinem ganzen Leben keine Karten zum Hazardspiel mehr anzurühren.“

Der Vicomte blickte den jungen Offizier prüfend an. — Blick und Sprache desselben gefielen ihm und so sagte er in wohlwollendem Tone: „Ihr Entschlusse freut mich! Wie kommen Sie aber so schnell zu demselben?“

„Herr Vicomte, ich habe über mein Verhalten und die Folgen meiner Spiel Leidenschaft nachgedacht und da kam vor wenigen Tagen plötzlich ein Ernst über mich; wie ich ihn leider vorher nie gekannt habe. Ich fand, daß es schmachvoll sei, ein Wesen wie Leonie dem Spielteufel zu opfern! Sie können mir glauben, ich gebe mein Ehrenwort gerne und werde es treulich halten.“

Der Vicomte setzte eine Probezeit von drei Monaten fest, die Karl gerne annahm. — Er hielt in dieser Zeit sein Wort, und wenige Wochen später machte er mit der schönen und reichen Leonie seine Hochzeitsreise.

Zierbohne.

Unten wo die Käfer spielen,
Kann sich einer wohl'ig fühlen!
Oben, wo die Vögel fliegen,
Ist gewiß noch mehr Vergnügen.
Will's versuchen.

Hier an dieser Laube sprossen
Klimm' ich aufwärts, fest entschlossen
Schmiegsam, biegsam, schlank gestalt'
Bretterchen, ich bitt' euch, haltet!
Denn sonst fall' ich.

Spinnlein, nicht an meine Ranke
Knüp' dein Netz! Ich gleit' und schwante.
Wind, was zerrst du mich, was ziehst du
Mich zurück? Dir trokend — siehst du? —
Bin ich oben.

O, wie weit die Welt! Tief unter
Mir blüht es bunt und bunter.
Schon mit Blumen, wie Korallen
Leuchtend rot, hoch über allen
Blühend prang' ich.

Ueber's Dach der Laube nickend
Wie ein Schlingelein um mich blickend,
Hier- und dorthin suchend neig' ich
Mich sehnsüchtig; ach, wie steig' ich
Weiter aufwärts?

Hier und dort kein Halt zu finden!
Nichts zu fassen, zu umwinden!
Verche, hoch im Blauen schwebend
Ueber mir, sprich, Auskunft gebend:
Wie geht's weiter?

Leben

Leben heißt: mit heißem Mühen aufwärts nach der Wahrheit ringen, heißt: in nimmermüdem Streite ernst das eigne Ich bezwingen. Leben heißt: mit starkem Arme fest und froh sein Glück sich schmieden, jauchzend nach den Sternen streifen und der Welt die Sterne bieten. Leben heißt: in Kampf und Stürmen Zuversicht im Herzen tragen, heißt: mit Hoffen niemals wanken und im Leben nie veragen. Heißt: im immer vollen Händen Liebe spenden, Liebe geben, und für seine Ideale kämpfend sterben. — das heißt „Leben.“

M. Strahner.

Die erste freiwillige weibliche Feuerwehr

Als vor einigen Wochen in der Krainer Bergstadt Idria ein Feuer ausbrach, waren die Frauen einstimmig der Ansicht, daß man es von den Männern, die doch hauptsächlich Ernährer und Familienväter sind, unmöglich verlangen könne, sich bei ausbrechendem Feuer in Lebensgefahr zu begeben, um zu helfen. Eine Hauswirthin, Frau Marie Straos, machte zuerst den Vorschlag, eine weibliche freiwillige Feuerwehr einzurichten. Trotz der heftigsten Gegenrede der Ehemänner meldeten sich doch 65 Frauen, es waren Frauen und Mädchen aus allen Kreisen, die sich als Feuerwehrleute anwerben ließen. Unter dem Vorsitz von Marie Straos wurden die ersten Übungen abgehalten. Die meisten der Damen zeigten eine ganz erstaunliche Gewandtheit, Kühnheit und Geschicklichkeit. Als vor einigen Tagen in der Nähe von Idria eine Scheune in Flammen stand, riefte die weibliche Feuerwehr als erste aus und ehe die Männer ankamen, war der Brand gelöscht.

Die Heldinnen des Schweizerlandes

Der Verlag H. Diggelmann-Vaubli in Zürich gibt eine Serie von zwölf Postkarten heraus, die ein besonderes Interesse beanspruchen dürfen. Nach alten Originalen von J. J. Dönegger vom Jahre 1834 werden darauf Szenen aus dem Leben von Heldinnen des Schweizerlandes dargestellt.

Eine praktische Neuheit für die Hausfrauen

Ein kleines handliches Geräthchen für den häuslichen Gebrauch ist uns zugegangen. Ein sogen. Sparschmirgler zum rationellen und durchgreifenden Reinigen und Blankfäubern aller Eisenteile, besonders der Herdplatten, Bügeleisen etc. Beim Gebrauch des Sparschmirglers gibt es kein Verschmutzen und kein Beschädigen der Hände mehr. Das glatt liegende Schmirgelpapier ist durch Abheben des Griffes leicht auswechselbar und kann in seiner ganzen Fläche abgenutzt werden. Durch Einspannen eines Roll-Rap-

vens kann jedes Metall, wie Silber, Messing und Kupfer gereinigt werden. Das handliche kleine Instrument verrät vielseitige Verwendung. Fabrikant ist die Firma Ernst Len jun., Emmishofen.



Nützliche Winke

Tournedos mit Fülle. Von Kalbs- und Rindsbraten werden 1½ Zentimeter dicke Tranchen geschnitten, ein gewässertes Kalbshirn gehäutet, abgekocht, verwiegelt und mit 2 Eiern gut verrührt. Man vermischt sodann gewiegte Petersilie und Kerbelkraut, gereinigte Sardellen, Kräuterkäse, etwas Zitronenschale, 1—2 Löffel Semmelkraut und einige Tropfen Maggis Würze, tüchtig mit dem Hirn, belegt damit die Rindsbratenschnitten einen Zentimeter hoch und deckt mit einer Tranche Kalbsbraten. Die so vorbereiteten Schnitten gibt man in eine bebuterte Gratinplatte und zwar abwechselungsweise einmal Rindsbraten und dann wieder Kalbsbraten nach oben legend, läßt sie im heißen Ofen erhitzen (nicht braten), belegt sie mit Kräuterbutter oder serviert eine Sardellenauce dazu.

Kalbsrollen. (Warm und kalt sehr gut, auch für Kranke.) Vorbereitungszeit für Pöteln 1 Woche, für Kochen 2 Stunden. — 5 Personen. — Zutaten: Zum Pötel: 4 Eßlöffel Salz, ½ Eßlöffel Zucker, ½ Eßlöffel Salpeter, 2½ Pfund Kalbsfleisch (Bruststück), 10 Gramm Liebig's Fleisch-Extrakt, Suppengrün, 30 Gramm Butter 25 Gramm Fadennudeln ca. ½ Eßlöffel voll Mehl, Muskatnuß. Die entknöchelte Brust wird mit dem Gemisch aus Salz, Zucker, Salpeter eingerieben und täglich mit der sich bildenden Flüssigkeit an allen Stellen befeuchtet; nach 8 Tagen fest gerollt, mit Faden umbunden, gekocht, zwischen zwei Bretchen gelegt, leicht gepreßt und der Faden entfernt. In der durchgeseihten Brühe kocht man Suppengrün, das fein gewiegt worden, gibt das Fleisch-Extrakt das verrührte Mehl, die Nudeln, sowie Muskatnuß daran und kocht gar.

Russische Gemüsesuppe. (Potage julienne à la russe.) 6 Personen. — 2 Stunden. 25 Gramm Mehl werden in 25 Gramm Butter geschwitzt, mit 2 Liter Fleischbrühe angerührt und ½ Stunde ausgekocht. Gleichzeitig schneidet man eine Mohrrübe von der Größe eines Mittelfingers, ein entsprechendes Stück Sellerie, ebensoviel Petersilienwurzel, eine kleine Zwiebel und einige feste Steinpilze in gleichmäßig dünne Streifen, dünstet sie mit einem nußgroßen Stück Butter an, gibt ein wenig Fleischbrühe darauf und läßt alles weich werden. Dann schüttet man das Ganze in die gut ausgeschäumte Suppe, kocht noch einmal ordentlich durch, zergut 3—4 Eigelb in einer Obertasse saurer Sahne einem Kaffeelöffel Suppenwürze und einer ordentlichen Prise gehackten Kerbel, bindet damit die Suppe im letzten Augenblick, trägt sie sogleich auf und reicht einen Teller würfelig geschnittenes, trocken geröstetes Weißbrot dazu.

Amourettes. Unter Amourettes will das Mark der Birbelsäule verstanden sein, nichts anderes. Befreie dieses Mark von der es umgebenden Haut und lasse es während 3 Stunden unter stündlichem Wechseln des Wassers in kaltem Wasser liegen. Dann schneide es in 5 Zentimeter lange

Stückchen, lege diese unter Beigabe von sehr wenig Lorbeerblatt, Tymian und ganzem Pfeffer in eine passende Kasserolle, übergieße mit Wasser und etwas Essig, füge das nötige Salz bei, lasse 3 Minuten lang sachte kochen und stelle die Kasserolle samt Inhalt kalt. Wenn vollständig erkaltet nimm die Markstückchen heraus, trockne sie auf einer Serviette ab und lasse sie in etwas Olivenöl und Zitronensaft bis zum Gebrauche marinieren. Dann tauche sie in einen leichtem Backteig und backe sie in schwimmendem Fett. Überstreue mit einer Prise Salz und richte auf gebrochene Serviette an. Garniere mit gebackener Petersilie und serviere à part eine Sauciere Sauce Baraue.

Kohlkräben. Die Kohlkräben werden gereinigt, die äußere Rinde entfernt, sowie die Blätter (bis auf die Herzblätter) und in Salzwasser weichgekocht. Nun schneidet man sie in dünne Scheiben, verwiegt das Grüne und läßt alles in Mehl- (Butter- oder Gemüses-) sauce gar kochen. Ganz junge Kohlkräben werden nicht gesotten, sondern roh geschnitten, in Butter gedünstet und Bouillon zugegossen.

Eierkuckeln. Man bäckt eine Omelette, dann läßt man etwas Zucker in der Omelette-Pfanne leicht anziehen, gießt gute Milch oder Rahm daran und läßt die wie Kuckeln geschnittenen Omeletten noch ein wenig darin köcheln und serviert alsbald.

Käse frisch zu erhalten. Um Käse vor dem Trockenwerden zu schützen, legt man diesen unter eine Glasglocke und stellt zugleich unter die Glocke ein Gläschen Rognat. Der Rognat verdunstet und der Käse zieht diese Feuchtigkeit, die ihn frisch und weich erhält an.

Zum Putzen von Kupfergeschirr ist Spinatwasser gut. Man legt nämlich kupferne Geschirre in solches Wasser, in welchem man Spinat abgekocht hat und reibt sie mit der noch warmen Flüssigkeit ab. Solche gereinigte Geschirre werden außerordentlich blank und halten sich recht schön.

Hafen- und Kaninchenfelle brauchbar zu machen. Ist das Hafen- oder Kaninchenfell abgezogen, zieht man es über ein längliches Holz, die Haare inwendig damit die blutige Haut etwas abtrocknet aber nicht ganz hart wird, dann schneidet man mit einem recht scharfen Messer das Fell an der unteren Seite der Länge nach auf, beschneidet es schön, zieht es auseinander, so gut es geht, und nagelt es, die Haare unten, auf ein Brett. Nun gießt man auf das Fell einen Aufguß von Sumach, den die Gerber benützen und den man in Drogengeschäften bekommt. Man reibt die Flüssigkeit recht hinein, wäscht das Fell etwas ab und stellt nun das Brett in eine Ecke zum Trocknen; man wiederholt dieses Verfahren, bis das Fell weich und geschmeidig erscheint. Ist es dann trocken, reibt und klopft man es tüchtig und das Fell kann nun zu allerlei verwendet werden.

Abgerissene Gedanken

Die Früchte weiblichen Geistes reifen auf ihrem Gute.

Viele Leute nehmen es wörtlich, daß sie ihren Verpflichtungen nachkommen sollen.

ABSOLUT
BESTE
MILCH
CHOCOLADE

Cailler
SCHWEIZER-
MILCH-CHOCOLADE

GRÖSSTER
VERKAUF
DER
WELT.